

WELCHEN STELLENWERT HAT DER FRIEDHOF IM WERTEWANDEL UNSERER GESELLSCHAFT?

Friedhöfe sind gemeinschaftliche Orte der Erinnerung. Der Umgang mit den Verstorbenen ist immer auch ein Zeichen gesamtgesellschaftlicher Zustände. Die Würde des Menschen endet nicht mit dem Tod. Individuelle Gräber als Erinnerungsorte contra anonyme Entsorgung einer materiellen Hülle.

FESTBEITRAG ANLÄSSLICH EINER ÖFFENTLICHEN TAGUNG
AM 9. JANUAR 2008 IN DER KREUZKIRCHE, HANNOVER

Landesbischöfin
Dr. Margot Käßmann

Friedhofskultur – ein Spiegelbild unserer Gesellschaft



Bund deutscher Friedhofsgärtner (BdF) im Zentralverband Gartenbau e.V.

Godesberger Allee 142-148 ♦ 53175 Bonn
Telefon: 0228 81002-44 ♦ Telefax: 0228 81002-65
www.grabpflege.de ♦ info@grabpflege.de

Meine Damen und Herren,

bei meinen Überlegungen zu Ihrem Tagungsthema „Ist der Friedhof ein Spiegelbild für unsere Gesellschaft?“ habe ich am Ende zehn Punkte festgehalten in denen ich den Friedhof als Spiegelbild sehe, einerseits mit Freude, andererseits doch auch mit Sorge. Sie sind gewiss nur ein Auszug dessen, was zu sagen wäre, nehmen wir sie also als Impuls zur Diskussion.

Ich will mit einer positiven Entwicklung beginnen:

Der Friedhof ist ein Spiegelbild der Gesellschaft mit Blick auf die höhere Sensibilität für Kinder.

Das dritte Kind meiner Mutter verstarb, weil es eine Frühgeburt war. Sie war im sechsten Monat schwanger. Heute könnte ein solches Kind gerettet werden, damals in den 50er Jahren war das nicht möglich. Meine Mutter hat immer darunter gelitten, dass sie dieses Kind im Krankenhaus zurückgelassen hat – einen kleinen Jungen. Notgetauft zwar noch, immerhin, aber niemand kam auf die Idee, dass man eine solche Frühgeburt bestatten könnte. Wir wissen heute, wie sehr Frauen darunter leiden, wenn ihr Kind „entsorgt“ wurde als „Ethikmüll“ in einer Klinik. Wir wissen, dass Frauen darunter leiden, sogar wenn die Schwangerschaft auf eigenen Wunsch abgebrochen wurde und sie dadurch dieses Kind verloren haben und keinen Ort zur Trauer finden.

Inzwischen gibt es solche Orte der Trauer in vielen Bundesländern, in Hannover beispielsweise in Stöcken. Ein Ort mit einem Gräberfeld für Kinder, die nicht bestattungspflichtig sind. Stöcken ist auch ein Ort für Kinder, an dem Eltern ganz individuell ihr Grab für ihr Kind gestalten können. Aber eben auch ein Ort zur Trauer für Frauen nach Fehlgeburten und Schwangerschaftsabbrüchen. Ich finde, dass dieser Ort mit enormer Sensibilität gestaltet worden ist auf eine Art und Weise, an die Menschen früher nicht gedacht haben. Das heißt, die Sensibilität dafür ist gestiegen, dass ein Kind auch vor der Geburt bereits ein Mensch ist, noch nicht lebensfähig selbst, aber doch ein werdender Mensch. Es ist uns bewusst geworden: Jedes früh verstorbene Kind hat dieselbe Würde wie jemand, der in hohem gesegetem Alter sterben darf.

Mir ist das in den letzten Tagen auf neue Weise noch einmal besonders wichtig geworden. Sie haben sicherlich darüber gelesen, dass in Hannover nicht weit von hier bei uns im Friederikenstift vor unserem Babykörbchen ein totes Kind, ein totes Neugeborenes abgelegt wurde. Mich hat das sehr betroffen gemacht, weil dieses Babykörbchen sieben Mal ein Kind lebend aufgenommen

**Gräberfelder
für Todge-
burten**

**Recht auf
Würde auch
für werden-
des Leben**

hat, acht Kinder insgesamt, bei denen uns möglich war, dreimal das Kind der Mutter zurückzugeben, weil sie sich anders besonnen hat, und in den anderen fünf Fällen das Kind in eine Adoption zu geben.

Der Tod eines Kindes vor einem solchen Babykörbchen ist für uns alle eine grauenvolle Erfahrung. Deshalb lag mir daran, dass wir dieses Kind würdig bestatten. Im Christentum hat es von Anfang an dazu gehört, dass ein Mensch mit Würde bestattet wird, weil wir sagen, der Tod ist nicht das Ende der Würde, weil die Beziehung zu einem Menschen bleibt, weil wir einen Menschen in Würde Gott anvertrauen durch ein Grab. Für Friedhofsgärtner ist es ja wahrscheinlich besonders bewegend, dass Maria, als sie den Auferstandenen sieht, zu allererst denkt, es sei der Friedhofsgärtner

Von Anfang an gab es die würdige Bestattung, sie ist schon in der Bibel ein zentrales Thema. Joseph von Arimathäa stellt sein Grab zur Verfügung, damit Jesus würdig bestattet werden kann. Er nimmt den Leichnam ab und sorgt dafür, dass der Leichnam nicht am Kreuz verrottet, sondern ein würdiges Grab bekommt. Schon im Urchristentum galt es als Kennzeichen der christlichen Gemeinde, dass jeder Mensch, ob Sklave, Reicher oder Freier würdig bestattet wurde. Lactantius hat dann um 300 nach Christus die Bestattung als das siebte Werk der Barmherzigkeit im Christentum erklärt. Wir wissen schon aus den Gemeindeordnungen des fünften Jahrhunderts, dass es zu den Pflichten der Diakone gehörte, auch unbekannte Tote zu waschen, zu kleiden und zu bestatten.

So habe ich gestern Nachmittag einen kleinen Sarg für diesen kleinen Mose ausgesucht, und wir werden ihn am Freitagmorgen in Stöcken unter anderen Kindern in Würde bestatten, wenn er denn schon einen so entsetzlichen Tod sterben musste. Das möchte ich in diesem ersten Punkt positiv hervorheben: der Friedhof heute ist auch ein Spiegelbild dafür, dass wir sensibler geworden sind für Kinder, für Frühgeburten und für Fehlgeburten.

Der Friedhof ist ein Spiegelbild der Gesellschaft, weil Mobilität ihn verändert.

Das Sterben wird verdrängt. Der Friedhof wird zum Kennzeichen einer Gesellschaft, die mobil geworden ist. Der evangelische Theologe Fulbert Steffensky hat einmal gesagt: „Heimat ist da, wo wir die Namen der Toten kennen.“ Das ist ein wunderbarer Satz. Ja, ein Friedhof beheimatet uns auch, weil wir die Namen der Toten kennen.

**Christentum
ist einer
würdevollen
Bestattung
verpflichtet**

**Bestattung
als siebtes
Werk der
Barmherzig-
keit**

**Heimat ist
dort, wo wir
die Namen
der Toten
kennen**

Ich erinnere mich gut, dass ich früher mit unserer Familie zu Hause selbstverständlich auf den Friedhof ging. Er wurde regelmäßig besucht, der Blumenschmuck wurde erneuert, wir gingen zum Grab der Tante, zum Grab der Großeltern, zum Grab meines Vaters, zum Grab anderer Bekannter, die verstorben waren. Es hieß: „Das waren die Nachbarn noch aus Pommern.“ Oder: „Erinnert ihr euch noch an Mariechen von nebenan?“ Das heißt, der Friedhof beheimatet, weil wir uns erinnern an die, mit denen wir gelebt haben, die vor uns gelebt haben.

Ich habe in den letzten Jahren immer wieder dafür plädiert, dass wir Kinder mitnehmen auf Friedhöfe und zu Beerdigungen. Ich finde es wichtig, ein Kind zu einem Friedhof mitzunehmen und ihm zu zeigen, das Leben endet nicht mit dem Tod, sondern die Beziehung der Menschen zueinander geht über den Tod hinaus. Der Friedhof beheimatet auch sie als ein Garten des Friedens, ein Ort, der ein Bewusstsein für die eigene Sterblichkeit gibt. Ein Ort, an dem wir auf dem Grabstein lesen, wie kurz oder wie lang beispielsweise ein Leben war, an dem wir bei eigenen Familienmitgliedern uns erinnern, Geschichten weitergeben aus dem Leben unserer Familie oder unserer Nachbarschaft. Wir vergessen die Toten nicht, sie sind Teil unseres Lebens.

Wir erinnern die Namen und haben öffentliche Orte der Trauer.

In der Auseinandersetzung bei der Neufassung des Bestattungsgesetzes in Niedersachsen habe ich immer dafür gekämpft, dass beispielsweise auch in einem Friedwald ein Name als Schild angebracht werden kann. Wir erinnern uns unserer Toten und ihrer Namen.

Hier in Hannover fand vor zwei Jahren eine Ausstellung statt unter dem Titel: „Erzähl mir vom Tod“, die ermutigen sollte, mit Kindern in ein Gespräch über den Tod und das Sterben zu kommen. Ich muss sagen, mich hat sehr bewegt, wie Kinder ihre Vorstellungen vom Tod deutlich gemacht haben.

Schon beim Hannoverschen Kirchentag 2005 haben wir versucht, das Thema „Kinder“ in den Mittelpunkt zu stellen. Die eine Stunde, die ich hier am Leineufer im Kindertreffpunkt war, um mich den Fragen der Kinder zu stellen, hat mich mehr Kraft gekostet als manche Podiumsdiskussion etwa zur Gentechnologie, weil Kinder radikale Fragen stellen, die wir Erwachsenen uns oft nicht trauen zu fragen. Sie fragen auch: „Wo bleiben die Toten?“ Deshalb finde ich es wichtig, dass wir in einer Zeit der Mobilität, in der feste familiäre Bindungen auseinander zu fallen drohen, diese Friedhöfe als Ort der Erinnerung behalten, eben weil sie auch uns beheimaten.

Friedhof als Ort der Gemeinschaft

Würde wahren durch Nennung des Namens

Friedhöfe sind Orte der Erinnerung

Ich kann heute von meiner eigenen Situation her sagen, dass unsere Mutter inzwischen sehr alt geworden ist und wir drei Geschwister, die noch übrig sind, samt der zehn Enkel und des ersten Urenkels munter verteilt sind auf ganz Deutschland. Da stellt sich die Frage, in einer solchen „multilokalen Großfamilie“ – wo wird bestattet? Wo ist der zentrale Ort, wo wir sagen, den können wir aufsuchen? Denn auch in einer mobilen Gesellschaft brauchen wir eine Beheimatung.

Ein junger Mann sagte mir neulich, er hätte nie gedacht, dass ein Friedhof ihm irgendetwas bedeuten könnte, aber jetzt sei es doch so, dass er ab und zu hinfährt und seinen Vater besucht und eine Blume auf das Grab legt und sich erinnert, weil es für ihn ein wichtiger Ort geworden ist, in der Gesellschaft, in der er selbst mal hier und mal dort lebt.

Ich denke, dass unsere Gesellschaft nicht so viel Mobilität verträgt wie heute von ihr verlangt wird, weil eine nur mobile Gesellschaft dann keine Orte mehr hat, an denen Kinder beispielsweise erzogen, an denen Alte gepflegt werden können und an denen wir uns beheimaten auch durch Kultur und Tradition. Eine Gesellschaft, die keine solchen Orte mehr kennt, ist für mich eine Gesellschaft, die tatsächlich unter Kulturverlust leidet, weil sie nicht mehr weiß, woran sie sich orientieren kann und welche Grundsätze sie eigentlich hat.

Damit hängt auch zusammen, dass der Tod in einer nur mobilen Gesellschaft ständig verdrängt werden muss. Rund 820.000 Menschen sterben in unserem Land pro Jahr, 210.000 davon an Krebs, aber viele Menschen verdrängen trotzdem den Tod. Was ist das für eine hohe Zahl und wie viele Angehörige sind davon betroffen! Der Tod wird im Kontext unserer Zeit tabuisiert, abgedrängt und nicht mehr wirklich ernsthaft wahrgenommen. Die Menschen haben Angst vor dem Tod und wollen deshalb nicht genau hinschauen. Auch davon erzählen unsere Friedhöfe.

Der Friedhof ist ein Spiegel der Gesellschaft, weil er den Rückgang der Verwurzelung im christlichen Glauben deutlich macht.

Im Mittelalter war davon die Rede, es gebe eine Art zu Sterben, eine Kunst des Sterbens, eine „ars moriendi“. Zu dieser „ars moriendi“ gehört dazu, dass ich weiß, ich vertraue mich meinem Gott an, denn Sterben ist keine Sache mit einem Endpunkt, sondern eine Einbahnstraße auf Gott hin – über den Tod hinaus. Das wussten die Menschen früher, deshalb konnten sie sich anders auf

Friedhöfe sind Orte der Heimat

Mobilität führt zu Kulturverlust

Tod wird tabuisiert

Martin Luther: ars moriendi

das Sterben einlassen. Heute boomen in Deutschland vor allem die nichtkirchlichen Bestattungen, so die „Zeit“ kürzlich.

Bisher scheiterten die Sonderwünsche Einzelner an der Bürokratie. Jetzt ist das gesamte Bestattungswesen im Umbruch. Die Frage an uns Kirchen ist immer wieder, wie reagieren wir eigentlich darauf? Die Bestattungskultur ist in Bewegung geraten wie noch nie, und auf dem Markt der Rituale, der da entsteht, ist für viele die christliche traditionelle Bestattung nicht mehr die erste Wahl. Nach Studien, die aktuell betrieben wurden, sind allein bundesweit 500 freie Trauerredner aktiv. In Berlin ist in den letzten drei Jahren die Zahl der kirchlichen Bestattungen auf 35 Prozent zurückgegangen. In Halle/Saale liegt die Quote kirchlicher Bestattungen bei 12 Prozent. Bundesweit sind 2001 39 Prozent der Verstorbenen evangelisch, 32 Prozent der Verstorbenen katholisch bestattet worden. Als evangelische Bischöfin ist für mich besonders Besorgnis erregend, dass nur noch 88 Prozent unserer eigenen Mitglieder sich evangelisch bestatten lassen. Das ist für mich ein Alarmzeichen, ich werbe bei den Pastorinnen und Pastoren meiner Landeskirche dafür, dass wir den Menschen Bestattungen auch dann anbieten, wenn die Verwurzelung und Beheimatung im Christentum so schwach ist, dass Menschen gar nicht mehr wissen: Was mache ich eigentlich, wenn mein Vater stirbt? Wo gehe ich hin? Wie findet eine christliche Bestattung statt? Und viele haben auch Angst davor, überhaupt einen Kirchenraum zu betreten, weil er vielen nicht mehr so vertraut ist wie er früher vertraut war....

Wir haben deshalb als evangelische Landeskirche in unserem neuen Bestattungsgesetz noch einmal dafür geworben, dass Kirchen als Orte für Trauerfeiern stärker genutzt werden. Es geht Ihnen ja auch so, dass manche Friedhofskapelle – so empfinde ich – wirklich kein Ort ist, der sehr würdevoll trauern lässt. Es gibt auch schöne Kapellen, aber es gibt eben auch die anderen. Warum denn nicht in einem solchen schönen Gotteshaus wie der Kreuzkirche hier eine Trauerfeier stattfinden lassen? Viele Menschen haben große Angst davor. Sie bilden dabei Hemmschwellen, weil sie nicht mehr genau wissen, wie eine solche Bestattung stattfinden kann. Tatsächlich boomen zurzeit, das muss man deutlich sagen, Unternehmen wie Pütz-Roth. Ich habe mir das im Internet extra angeguckt. Dort wird mit Achtung aller Individualität in einem 24-Stundenservice ein Haus der menschlichen Verabschiedung und Begleitung angeboten. Das muss uns nachdenklich machen.

Ich wünsche mir, dass wir als Christinnen und Christen sehr deutlich machen, dass wir hier ein Angebot haben, das 2000 Jahre alt ist und eine große Erfahrung und Tradition zeigt, dass christliche Verkündigung eine Verkündigung ist, die nicht mit dem Exitus

Markt der Rituale

Rückgang der Quote kirchlicher Bestattungen

Kirchenräume als Orte für Trauerfeiern anbieten

Exitus ist Introitus in ein neues Leben

endet, sondern dass wir statt Exitus sagen, das ist Introitus – der Eingang in ein neues Leben – eine glaubwürdige Rede von Auferstehung und Auferstehungshoffnung. Der Friedhof mahnt uns, für christliche Bestattungskultur einzutreten.

Der Friedhof ist ein Spiegel der Gesellschaft, weil er den Verlust an Ritualen nachweist.

Immer häufiger können wir in Traueranzeigen lesen: „Von Beileidsbekundungen am Grab bitten wir abzusehen.“ Ich muss sagen, ich finde das todtraurig, weil diese Beileidsbekundungen am Grab ja auch ein Ritual bedeuten. Der Mensch, der einen schweren Verlust erlitten hat, ist oft sehr isoliert, das ist eine Situation, in der viele Probleme haben, nicht wissen, was sie sagen sollen. In dem Moment, wenn ich die Hand schüttele und sage: „Herzliches Beileid“, oder „Es tut mir so Leid, ich trauere mit dir“, in dem Moment gebe ich mich wieder in ein Gespräch. Das ist ja ein Ritual, das wieder aufnimmt in die Gemeinschaft, die der Tod auseinander gerissen hat. Auch das große Kaffeetrinken nach einer solchen Trauerfeier, das bei vielen etwas skeptisch gesehen wird, ist ja eine soziale Wiederaufnahme in die Gemeinschaft, weil die Menschen ja nicht ein solches Kaffeetrinken hindurch schweigen sondern antreten zu reden. Es ist wichtig, dass wir diese Rituale einüben und diese Rituale auch deutlich erhalten.

Einer unserer Pastoren hat mir in einem Brief seine ganz alltäglichen Erfahrungen von einer Landgemeinde geschildert, und er sagte: „Ich merke immer wieder, man muss den Menschen Handwerkszeug geben. Rituale lehnen sie ab.“ Ich halte das für eine unserer vordringlichen Aufgaben, denn da geht es auch um die Liebe zu den Menschen. Wann immer wir große Fragen haben, und das betrifft gerade Situationen von Sterben und Trauer, helfen uns Rituale und die Worte anderer, damit wir in die Welt wieder hineinfinden. Diese Rituale sind für viele verloren gegangen.

Oft geht es dabei auch um ganz praktische Hilfestellung. Als der Ehemann meiner besten Freundin starb, rief sie mich an und sagte: „Ich will ihn noch zu Hause behalten. Ich weiß, ich darf das, aber was macht man mit den Augen? Man muss doch irgendwie die Augen schließen und die schließen nicht.“ Ältere wurden befragt und es wurde klar: Man legt Gurkenscheiben oder auch Münzen auf die Augen, damit die Augen geschlossen bleiben, wenn wir einen Toten aufbahren. Auch diese Rituale sind vielen verloren gegangen.

Die Beileidsbekundung ist ein Ritual der Wiederaufnahme in die Gemeinschaft

Rituale sind Handwerkszeug in der Liebe zu den Menschen

Ich habe zudem die Pastorinnen und Pastoren unserer Kirchengemeinden – aber nicht nur sie! - ermutigt, Menschen auszusagen. Es ist mir wichtig, dass wir Menschen erinnern, dass das Ritual des Aussegnens dazu da ist, dass wir nicht gleich Panik haben und nur noch Sorge, den Verstorbenen ganz schnell wegbringen zu lassen. Vielmehr gilt es, das Ritual des Aussegnens ernst zu nehmen, dass wir einen Menschen verabschieden aus seinem Haus, dass wir ihn nicht abschieben, sondern in Würde aus dem Haus segnen. Für solche Rituale brauchen Menschen aber praktische Hilfestellung. Was tue ich, wenn es soweit ist, wenn ein Mensch stirbt? Auch das wissen viele nicht mehr.

**Aussegnung
ohne Eile**

Eine junge Frau sagte mir neulich, sie habe, als ihre Tante starb, zum Gesangbuch gegriffen und das getan, was unter den Nummern 941 bis 950 für so einen Fall steht. Ob sie das durfte? Ich habe gesagt: „Ich finde das ganz großartig, dass Sie das gemacht haben, weil das etwas ist, was viele Menschen gar nicht mehr wissen.“ Im Gesangbuch gibt es einen Vorschlag, wie ich einen Sterbenden verabschiede und auch was ich beten kann, wenn ein Mensch gestorben ist. Solche Rituale müssen wir neu bekannt machen, neu einüben, weil ich denke, dass solche Rituale Menschen Lebenskraft geben.

**An kirchliche
Rituale erin-
nern**

Auch bin ich überzeugt, wenn ein Kind auf einem Friedhof dabei war, wenn es erlebt hat, was stattfindet während der Rede „Asche zu Asche, Staub zu Staub“, dass es dann auch versteht, was ein solcher Abschied bedeutet. Verstehen kann ich nicht, dass in unserem Land Kindern zugemutet wird, bis zu ihrem 14. Lebensjahr rund 18.000 Sterbende oder Tote im Fernsehen gesehen zu haben, es aber dann heißt, es sei nicht zumutbar, dass ein Kind mitkommt zu einer christlichen Beerdigung. Das halte ich für geradezu absurd. Da zeigt der Friedhof eine Entfremdung von Ritualen.

**Tod im Fern-
sehen akzep-
tiert, aber
Kinder von
Beisetzungen
fernhalten**

Der Friedhof ist ein Spiegel der Gesellschaft, weil er die Individualisierung aufzeigt.

Es gibt Beispiele, dass Fußballvereine anbieten, in der Nähe des Fußballfeldes in den Farben des Vereins bestattet zu werden. In England boomt genau dieses ganz besonders. Chelsea kann sich angeblich vor Anfragen kaum retten. In diesem Zusammenhang wird immer wieder gefordert, so z.B. in Niedersachsen: „Ich möchte das so individuell machen können, dass ich den Opa in der Urne auch mit nach Hause nehmen kann.“ Ich finde einen Teil von Individualisierung positiv. Auch unsere kirchlichen Friedhöfe machen manchmal allzu enge Vorgaben, wie alles exakt sein muss in einer Art Überbürokratisierung, die dann sehr wenig Luft lässt

**Individuelle-
re Grabges-
taltung er-
möglich**

für die Individualität. Ich bin dafür, dass wir uns öffnen für die individuellen Wünsche von Menschen, die ihr Grab besonders gestalten wollen, und viele unserer Friedhöfe haben inzwischen auch Felder, in denen das sehr gut möglich ist.

Aber wir müssen auch darauf achten, dass Individualität nicht bedeutet, dass wir keine öffentlichen Friedhöfe mehr haben. Ich wehre mich dagegen, dass wir unsere Toten einfach in Wäldern sozusagen der Natur übergeben. Da gibt es auch esoterische Vorstellungen vom Fruchtbar-Werden, vom Einswerden, die ich für wirklich schwierig halte. In der Auseinandersetzung um den Friedwald bei der Verabschiedung des niedersächsischen Bestattungsgesetzes - der Friedwald, das ist weniger als ein Prozent, aber stellt sich sehr öffentlichkeitswirksam dar - habe ich immer dafür plädiert: „Ich kann mir das vorstellen, ja, ich werde das auch nicht ganz abwerten, aber es muss ein erkennbarer Ort sein.“ Dass aber viele in den Friedwaldkonzepten sagen: „Das soll man gar nicht merken, wenn man spazieren geht“, das halte ich wirklich für unwürdig für die dort Bestatteten. Man muss es doch merken, dass es ein Ort der Trauer ist und auch den Namen nennen können.

Aber wesentlich besser finde ich natürlich, Friedhöfe als öffentliche Orte, wenn sie uns in einer Stadt, in einem Dorf daran erinnern, dass der Mensch sterblich ist. Friedhöfe erinnern uns auch daran, dass wir letztlich mit dem Leben noch um ganz andere Dinge kreisen als um das ewige Geld, um Erfolg oder auch um Macht. Den Frieden, den ich finden muss im Leben, an den erinnert mich ein Friedhof, und an manchen Tagen ist es wichtig, dass ich den Friedhof aufsuche, damit ich auch Frieden mit mir und meinem Leben überhaupt finden kann. Friedhöfe müssen öffentliche Orte sein, die ich aufsuchen kann. Wenn einer die Urne mit nach Hause nimmt mit dem Großvater, dann sehe ich zwei besondere Probleme: Das eine ist, wir brauchen auch den Abstand zu den Toten. Die Lebenden brauchen auch den Abstand, dass der Tote nicht ständig bei mir ist, sondern wir wissen aus der Trauerarbeit, wie wichtig es ist, die Distanz auch zum Verstorbenen zu finden. Wenn ich zum Friedhof gehen muss, um meinen verstorbenen Mann zu besuchen und dann wieder nach Hause gehe, ist auch mir klar, hier ist Trauerabstand, hier ist der Abstand von Leben und Tod real.

Das andere ist, dass ich es hoch problematisch finde, wenn wir die Trauer derart individualisieren, dass ich Anspruch auf den Toten erhebe. Wer weiß, wer sonst noch um meinen Großvater trauert, von dem ich vielleicht gar nicht weiß? Wer weiß, wer da noch ist, der sich gern erinnern würde? Was für ein Anspruch, dass ich diese Urne und diesen Menschen jetzt besitze, und wie viel wichtiger ist es, ihn an einem öffentlichen Ort zu haben, wo vielleicht

**Öffentliche
Friedhöfe**

**Jedes Grab
muss ein er-
kennbarer
Ort sein**

**Der Friedhof
schafft Ab-
stand für ei-
ne erfolgrei-
che Trauer-
arbeit**

**Öffentliche
Friedhöfe
bilden Orte
für alle Trau-
ernden auch
außerhalb
der Familie**

jemand ganz anderer eine Rose ablegen kann, von dem ich nichts weiß und den ich nicht kenne. Völlige Individualisierung halte ich für hoch problematisch, auch weil die Friedhöfe dann nicht mehr die Orte sind, an denen wir als Gemeinschaft Abschied nehmen.

Als ich junge Pfarrerin auf einem Dorf war, da war es noch selbstverständlich beispielsweise, dass die Gemeinschaft mittrauerte. Man ging zur Beerdigung mit aus der Nachbarschaft. Man ging zusammen dorthin. Wenn wir über die Straße zum Friedhof zogen, dann fuhren die Autos an die Seite und stellten den Motor ab. Und wenn wir auf den Friedhof kamen, dann war es so, dass die Menschen aufstanden, die Männer den Hut abnahmen und mit Respekt und schweigend standen, während der Trauerzug vorbeizog. Bei meiner letzten Beerdigung ist es mir passiert, dass ein Autofahrer wütend hupte, weil der Trauerzug ihn aufgehalten hat. Auf einem Friedhof musste ich erleben, wie einer einem anderen zugrölte, ob er denn die Gießkanne mitgenommen hätte. Das ist ein Verlust an kollektiver Trauer, an Gemeinschaftlichem, wie wir es in der Gesellschaft an vielen Orten erfahren, die wir aber gerade bei der Bestattung deutlich spüren und wahrnehmen.

**Friedhöfe
fördern Ge-
meinschaft**

Der Friedhof ist ein Spiegel der Gesellschaft, weil er Geschichte dokumentiert.

Ich habe vor einiger Zeit den jüdischen Friedhof in Göttingen besucht. Dieser Friedhof, auf Hebräisch „Bet Olam“ Haus des Friedens, Haus der Ewigkeit oder auch „Bet ha-Chaim“ Haus des Lebens genannt, ist ein Zeugnis der Geschichte jüdischen Lebens in Göttingen. In der Zeit des Nationalsozialismus wurde das jüdische Leben in Göttingen nahezu vollständig ausgelöscht. Von der letzten Deportation kamen nur drei Menschen lebend wieder nach Göttingen zurück. Heute ist dieser Friedhof ein Gedächtnis dafür, dass es jüdisches Leben in Göttingen gab und er ist heute eine große Ermutigung für diejenigen, die nun aus Russland nach Göttingen gekommen sind und dort neu eine jüdische Gemeinde gegründet haben. Es ist gut, dass sie dort Wurzeln haben. Der erste Grabstein wurde 1701 nach Osten ausgerichtet. In den Jahren bis 1942 ist die Assimilation zu erkennen, Einbürgerung der jüdischen Kultur in die deutsche Kultur: gerade Reihen, jetzt nicht mehr nach Osten ausgerichtet, nicht mehr nur hebräische Buchstaben, sondern deutsche Buchstaben, sogar deutsch-nationale Kränze auf den Gräbern, ein Mahnmal für die jüdischen Gefallenen des Ersten Weltkrieges. Und so geht die Geschichte auf dem jüdischen Friedhof in Göttingen weiter bis zum Grab eines jungen jüdischen Aussiedlers, der sich ein Jahr nach seiner Ankunft in Deutschland mit 22 Jahren das Leben nahm. Das zeigt

**Friedhöfe
und Gräber
verändern
sich mit der
Zeit**

und dokumentiert Geschichte: ein Friedhof erzählt von Menschen, die einst lebten, er ist Zeitzeuge der Geschichte.

Ein besonderes ergreifendes Geschichtsdokument bildet das erste Grab nach dem Holocaust. Hier ist ein christlich-jüdisches Grabmal. Die christliche Ehefrau hatte den jüdischen Ehemann vor dem Pogrom der Nazis im Keller bewahrt. Richard Gräfenberg überlebt. Als er 1951 starb, fand man in seinem Testament den Wunsch, dass er gemeinsam mit seiner Frau Helene, die ihn gerettet hatte, begraben wird. Aber Christen kann man nicht auf einem jüdischen Friedhof beerdigen. Die jüdische Gemeinde in Göttingen hat dafür eine wunderbare Lösung gefunden. Das Grab wurde mit einer Hecke abgetrennt und so wurde die Frau auf dem jüdischen Friedhof – aber nicht richtig – bestattet neben ihrem Mann, der sich das gewünscht hatte. Zwischen den Hecken ein Zeichen des Friedens. Ein Ort der Geschichte, eine Geschichte, an die wir uns nicht erinnern würden, wenn wir die Gräber zerstörten und alle ihre Urnen einfach mit nach Hause nähmen und beim nächsten Umzug, beim Aufräumen einer Wohnung weiß keiner mehr, was eigentlich in der komischen Dose vorhanden ist. Über Jahrhunderte hinweg haben wir diese Erinnerung christlichen Lebens, jüdischen Lebens in Deutschland erhalten.

Ich bin sicher: Friedhöfe dokumentieren auch augenblicklich Geschichte. Nämlich, ob und wie sich muslimisches Leben in unserem Land integriert. Ich werde also weiter dafür eintreten, dass wir diese Orte des Friedens, diese Orte der Geschichte, der Tradition und der Kultur in unserem Land erhalten.

Der Friedhof ist ein Spiegel der Gesellschaft, weil er die Ökonomisierung belegt.

Wir wissen alle, die Kosten einer Bestattung sind enorm. Auch bei dem kleinen Jungen, den wir hier bestatten wollen, wurde gleich gefragt: Wer bezahlt das? Eine Bestattung kostet Geld. Sehr oft sagen die Menschen dann, wir wollen eine anonyme Bestattung, weil das das Billigste ist, was zu haben ist, und mit der Halbierung des Sterbegeldes und auch den Hartz-IV-Gesetzen sind immer mehr Menschen unter einem enormen Kostendruck. Deshalb sagen Menschen, wir fahren hinüber in die Tschechische Republik und machen eine Schnellentsorgung, die wir preiswerter und günstiger bekommen. Ich denke, dass wir sehen müssen, wie wir unterschiedliche Preise auf Friedhöfen tatsächlich auch gestalten, aber dass wir andererseits deutlich machen, es kann bei einer würdigen Bestattung nicht nur um Geld gehen. Ich bin sehr dafür, dass wir überlegen, wie unsere Friedhöfe preiswerte würdige Bestattungen anbieten können. Ich halte es für wichtig, dass

**Friedhöfe
sind Dokumente der
Zeitgeschichte**

**Eine würdige
Bestattung
darf keine
Frage des
Geldes sein**

Menschen nicht davor zurückschrecken, eine Erdbestattung durchzuführen, weil sie meinen, sie könnten es sich finanziell nicht leisten. Es gibt für Urnenbestattungen unterschiedliche Gründe, das ist mir durchaus klar. Aber es sollte nicht so sein, dass jemand aus Armut keine Erdbestattung bekommt.

Der Friedhof ist ein Spiegel der Gesellschaft, weil er die zunehmende Schere zwischen arm und reich aufzeigt.

Ich will das noch ein Stückchen vertiefen. In den letzten Monaten erhielt ich mehrere Briefe von Menschen, die mir berichtet haben, dass sie als Hartz-IV-Empfänger für ihre Angehörigen keine Erdbestattung bekommen haben. Ich habe das inzwischen recherchieren lassen: Hartz-IV-Empfänger haben das Recht auf eine ortsübliche Bestattung! Und die ortsübliche Bestattung ist weiterhin die Erdbestattung. Deshalb sind die Auskünfte, die teilweise von Behörden gegeben werden, dass eine ortsübliche Bestattung nicht in diesem Sinne möglich sei, sondern allein eine anonyme Feuerbestattung ohne Trauerfeier, falsche Auskünfte.

Das müssen wir aufrecht erhalten in unserem Land und den Menschen, gerade denen in schwierigen sozialen Verhältnissen deutlich machen: sie haben das Recht auf eine würdige Bestattung, auch wenn sie das nicht finanzieren können. Ich bin auch dafür, dass wir die christliche Tradition aufgreifen, Menschen, die ohne Angehörige versterben, zu begleiten. Verstorbene ohne Angehörige sind auch ein Spiegel unserer Gesellschaft, eine Tendenz, die zunehmen wird. Familien werden kleiner, immer mehr Menschen leben allein. Wir werden als christliche Kirchengemeinden dafür eintreten, dass diese Menschen eine würdige Trauerfeier erhalten, auch wenn es nur zwei aus der Gemeinde sind, die zu einer solchen Feier dazu kommen.

Unser Kirchenkreis Bremerhaven hat hierzu im letzten Jahr ein schönes Modell entwickelt. Eine Superintendentin hat angefangen einzuladen, wenn jemand ohne Angehörige verstirbt. Die Gemeinden setzen einmal im Monat eine Traueranzeige in die Zeitung für die ohne Angehörige Verstorbenen und laden zu einer Trauerfeier ein. Und siehe, es zeigt sich, auf einmal tauchen Menschen auf, die den Verstorbenen kannten: „Ich war mit ihm einst in der Schule“, „das war eine Kollegin, mit der ich einmal ein paar Jahre zusammen gearbeitet habe“. So kommt einmal im Monat eine Trauerfeier für Menschen zustande, die ohne Angehörige verstorben sind. Auf diese Weise können wir das soziale Gewebe neu knüpfen, das auseinander bricht, weil Familien auseinander brechen und Menschen einsam werden. Ich halte es für

Recht auf eine Erdbestattung auch für Hartz-IV-Empfänger

Gemeinde übernimmt Verantwortung für Verstorbene ohne Angehörige

wichtig, dass wir das Gewebe des Miteinanders der Starken und der Schwachen so aufrechterhalten, dass die, die stärker sind, sich dafür einsetzen, dass auch die Schwachen eine würdige Bestattung in unserem Land erhalten. Ich fände es traurig, wenn es heißt, wer kein Geld hat wird verscharrt.

Der Friedhof ist ein Spiegel der Gesellschaft, weil er Tendenzen zur Anonymisierung belegt.

Ich finde das ist ein ganz interessantes Phänomen in der Bestattungskultur, weil sich das Land spaltet. Es gibt diese beiden extremen Tendenzen: die eine, so anonym wie möglich und die andere, so individuell wie möglich. Das sehen wir auch beispielsweise schon an den Traueranzeigen. In Göttingen ist gerade eine Doktorarbeit entstanden, die den Wandel der Traueranzeigen untersucht. Es ist hoch interessant, weil aufgezeigt wird, dass Traueranzeigen eigentlich das konservativste Druckformat überhaupt sind. Traueranzeigen ändern sich selten. In den letzten Jahren aber gibt es einen radikalen Wandel bei Traueranzeigen, weil sie entweder immer individueller werden, immer persönlicher mit Sprüchen von Saint-Exupéry oder persönlichen Bildern und Bildnissen und Fotografien oder eben die Tendenz zur Anonymisierung belegen, schlimmstenfalls durch keine Traueranzeige.

Ich denke, dies ist auch ein Spiegel unserer Gesellschaft der Starken und der Schwachen. Die einen individualisieren alles, selbst den Tod und haben auch die finanziellen Möglichkeiten dazu, dies zu tun. Es gibt ja längst etwa eine Individualisierung bei den Särgen. Auf diesem Sektor gibt es inzwischen alles, was wir uns vorstellen können, bis hin zum individuell bemalten Sarg. Und auf der anderen Seite gibt es die Tendenz zur Anonymisierung: kein Sarg, kein Grab.

Ich trete immer wieder dafür ein, dass wir, wie ich anfangs schon gesagt habe, an die Namen der Toten erinnern. Deshalb haben wir auf unseren kirchlichen Friedhöfen damit begonnen, dass an den Feldern, auf denen Asche verstreut wird, zumindest Namensstelen aufgestellt werden. Ich habe es mir beispielsweise in Stade angeschaut, wo auf solchen Stelen an die Namen der Toten erinnert wird. Der Friedhofsgärtner in Stade sagte mir, dass zu ihm dann immer noch wieder Menschen kommen, die fragen: „Können Sie mir ungefähr sagen, wo auf dem Feld wir die Asche vom Vater verstreut haben?“ Das heißt, erst wird eine anonyme Bestattung gewünscht, und dann wird doch gefragt, wo sich die Stelle ungefähr befindet, weil der Mensch einen Ort zur Trauer braucht, einen Ort, den er auch benennen kann. Einen Ort, an

Einerseits so anonym wie möglich, andererseits so individuell wie möglich

Konkrete Ortssuche auf Aschestreufeldern

dem ich sagen kann, da trauere ich. In Stade wird registriert, dass das anonyme Rasenfeld deutlich weniger genutzt wird, seit dieses Stelenfeld vorhanden ist. Menschen sagen auch manchmal „Wir wollen kein Grab pflegen“ und suchen diesen Ort dann doch auf. Es muss eine Offenheit geben für einen solchen Wunsch, der sich schrittweise entwickeln kann. Und wir sollten deutlich gegen Anonymisierung eintreten. Da ermutige ich auch alte Menschen, die mir sagen: „Ich habe keine Angehörigen, wer soll das Grab denn pflegen? Wie soll das aussehen?“ Wir brauchen Angebote auf unseren Friedhöfen, und auf vielen ist das inzwischen ja auch der Fall, die dafür Lösungen anbieten. Ein solches Angebot können Rasenfelder sein, die einfach gemäht werden können, da die Namensplatte eingesenkt ist. Ich weiß, Sie als Friedhofsgärtner hören das nicht gerne, da dort dennoch Blumen abgelegt werden, so dass Sie nicht mähen können. Aber so ist der Mensch schließlich, seien Sie liebevoll und nachsichtig! Wir brauchen einen Ort zur Trauer, an dem wir eine Blume ablegen können. Ja, so sind die Menschen, sie wollen individuell trauern, auch wenn der Ort eine eingelegte Platte in einem Rasenfeld ist. Das finde ich tausendmal besser als eine anonyme Bestattung, die keinen Ort kennt. Den Namen und den Ort, den sollten wir kennen.

Neue Angebote auf Friedhöfen schaffen

Der Friedhof ist ein Spiegel der Gesellschaft, weil er Integration nachweist.

Der Friedhof ist ein Spiegel der Gesellschaft, weil er Integration nachweist. Am Beispiel des jüdischen Friedhofs in Göttingen habe ich das bereits gezeigt. Dieses Thema war auch bei der Diskussion zum Niedersächsischen Bestattungsgesetz präsent. Dass Muslime beginnen, ihre Toten in unserem Land zu beerdigen, ist ein gutes Zeichen, denke ich. Dass wir Jahrzehnte lang überhaupt nicht darauf geachtet haben oder darüber nachgedacht haben, was es bedeutet, dass verstorbene Muslime immer sofort zurück in die Heimat geflogen werden, das halte ich tatsächlich für einen Fehler. Heimat ist da, wo ich die Namen der Toten kenne – deshalb halte ich es für richtig, dass es möglich ist, nach muslimischem Ritus auf Friedhöfen zu bestatten und dass die Sargpflicht damit dann in dieser Form entfallen ist. Wir haben viele Jahre lang gedacht, dass Gastarbeiter zu uns als Gäste kommen und uns wieder verlassen, und auch die, die gekommen sind, haben gedacht, sie kommen auf Zeit und gehen wieder. Wir wissen heute, dass diese Menschen bei uns bleiben werden, wir sind ein Land, in dem mehrere Religionen und verschiedene Kulturen heute zusammenkommen. Wenn wir hier in Frieden miteinander leben wollen als Christen, Muslime, Juden und Menschen anderen Glaubens oder ohne Glauben, dann brauchen wir heute Friedhöfe, auf denen wir unsere Toten bestatten, an

Friedhöfe in Deutschland sind Orte für viele Kulturen und Religionen

denen wir zusammenkommen und um unsere Toten dann letztendlich trauern können.

Meine Damen und Herren, ich bin am Ende dieses Vortrags, Friedhöfe sind Orte des Friedens, es sind Gärten in unseren Dörfern und Städten und es sind Gärten unseres Lebens. Ich wünsche mir, dass Menschen weniger Angst haben, diese Orte aufzusuchen.

Mein schönstes Beerdigungserlebnis, das darf man denke ich ruhig so sagen, das ist die Beerdigung von Klaus von Bismarck im Mai 1998 auf dem Hamburger Hauptfriedhof: Eine große Trauerfeier, ein wunderschöner blauer Himmel an einem herrlichen Maitag, und wir sangen alle froh: „Geh aus mein Herz und suche Freud“. Alle 18 Strophen haben wir gebraucht, um in Gedanken zurück zum Grab zu kommen. Die Enkel von Klaus von Bismarck waren fröhlich angezogen und hüpfen um das Grab herum, es war eine Gemeinde voller Auferstehungshoffnung, die dort an diesem Grab stand, sie hat den Toten nicht verscharrt, sondern in großer Würde unter einer Eiche bestattet in einem Grab, bei dem seine Frau wusste: Auch ich werde dort neben ihm liegen, wie sie ihr ganzes Leben lang neben ihm gestanden ist. Ein Ort der Würde, aber nicht ein Ort, der Angst macht, sondern tatsächlich ein Ort der Freude, der Hoffnung, ein Ort des Friedens, ein Ort, der die Würde des Toten bis zum Ende erhält. Hegen und pflegen wir unsere Friedhöfe. Da sind wir als evangelische Kirche ganz an Ihrer Seite, wir schätzen unsere Friedhöfe in unserer Tradition zeitlos von Joseph von Arimathäa an mit dem Glauben daran, dass unser Heiliger Christus würdig bestattet wurde.

Ich danke Ihnen wirklich herzlich als Bürgerin, als Christin für Ihre Sorge um unsere Friedhöfe. Sie leisten damit einen unermesslichen Beitrag für unsere Kultur in unserem Land, für die Erinnerung in unserem Land, für die Geschichte und auch für die Würde des Menschen, die mit dem Tod nicht endet.

**Friedhöfe
sind Orte der
Auferste-
hungshoff-
nung**

Herausgeber:

*Bund deutscher Friedhofsgärtner (BdF) im Zentralverband Gartenbau e.V.
Godesberger Allee 142-148, 53175 Bonn*